

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General Anzeiger).



## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Hallo — Hasenpeter! Wo hast du denn mir gesteckt?“  
Lachend sprang Uebach auf und ihm entgegen. „Deine Frau war ja schon ein paarmal hier. Und — Donnerwetter, ja — Kerl, wo hast du denn dem Reusch-Hannes sein Gewehr gelassen?“

Verstohlen zwinkerte er dem Wirt zu. Der ging auf den Scherz ein.

Der Peter kratzte sich in tödtlicher Verlegenheit den Kopf unter dem grünverschossenen Filz, den eine Hasenpfote als Jagdtrophäe schmückte.

„Ja, ich muß Sie was sagen, Herr Reusch. Mir is dat Leben leid. Schießen Sie mich vorn Kopf — ich hab' das Gewehr nit mehr.“

„Was? Mein Gewehr ist weg?“

„Ja — ich war vorgestern so strippenvoll, da is mich dat passiert. Den ganzen Tag gestern hab' ich den Wald nach abgeseucht, bis zur Nacht. Da bin ich erst in die Tänncher gekrochen.“

„Was, Kerl, du hast geschlafen im Wald, diese Nacht? Es hat ja beinahe gefroren droben auf den Bergen!“

„Was soll' ich machen? Ich mußte doch früh gleich wieder am Suchen sein, eh' das noch ein anderer kam.“

Ein dröhnendes Gelächter, dann aber schlug ihm Uebach auf die Schulter.

„Na, beruhige dich, Peter, das Gewehrchen haben wir schon längst. Aber die Hauptsache ist, daß wir nun auch dich wiederhaben, du alter Raubschalk. Bist ein Prachtkerl, Peter, hast mir Laune gemacht! Ueberhaupt —“ Uebachs weingerötetes Antlitz kehrte sich auch den anderen zu — „allejamit seid ihr Staatskerls, ihr rauhen Brüder. Sekt sollt ihr haben — Sekt, so viel ihr wollt. He — Hannes! Her, was du im Keller hast. Aber deinen besten! Der Uebach-Fritz läßt sich nicht lumpen.“

Ein wilder Jubel brach los. Und ein Bechern hub an, das die Gelage der vergangenen beiden Nächte noch übertraf. Nur einer blieb still und nüchtern. Das war Tillmann von Grund, der Hirt, am unteren Ende der langen Tafel. Würdig saß er da, in dem verschliffenen, alten Gehrock, den ihm Parrer Burgmann einmal vor langen Jahren geschenkt, den er aber wie eine Kostbarkeit hütete. Er nahm die Ehre ernst, von einem Kommerzienrat zur Tafel geladen zu sein, und mißbilligend blickte er auf das immer wildere Treiben um ihn her. Aber seinen Tischnachbarn, einen der Treiber, trieb der Schall, daß er heimlich dem Tillmann einen guten Schuß Rognal in den Sekt schüttete. Da trat bald eine leise Röte in das verwitterte Antlitz des Hirten, und seine Zunge löste sich. Er begann zu schwätzen, allerlei Dinge, die er sonst stolz für sich behielt.

„Oh — ich kann auch schießen! Als ich in Frankfurt beim Militär war, da hat sich einer einen Schabernak mit mir machen wollen. Wie ich nachts auf Posten stand, bei den Schießständen draußen, da tat er sich ein Bettlaken um und wollt' mich verschrecken als Gespenst. Aber ich schoß stracks drauf los; hab' ihn zwar nicht getroffen, aber vor's Kriegsgericht bin ich doch gekommen. Sie haben mich auf die Festung bringen wollen, aber dann haben sie mich auf meinen Geisteszustand untersuchen lassen, und da haben sie mich freigesprochen.“

„Dat glaub' ich stracks!“ höhnte der Nachbar, „dat sie dich da haben laufen lassen!“

Trotz seines Zustandes ging Tillmann eine Ahnung auf, daß man sich über ihn lustig machte. Schroff wandte er dem Spötter den Rücken.

„Mit die red' ich nicht mehr. Bin mir zu gut dazu.“

„Hoho!“ brach der andere los, mit roher Lache. „Nun, wo du voll bist, hast du wohl wieder den Adel im Kopf?“

Steil in die Höhe fuhr da der Tillmann von seinem Stuhl, und in Scherben flog sein Glas. Ohne ein Wort ging er zur Tür.

„He — Tillmann — versteh' doch einen Spaß!“

Beschwichtigend rief es ihm Uebach zu. Aber mit finstern Kopfschütteln verschwand der Alte.

Doch die Stimmung litt nicht darunter. Vatter Hare mußte eins singen, und sein dröhnender Bass, der die Fensterscheiben erklimmen machte, ließ die wilde Lust bald wieder hoch ausschlagen. Weithin scholl das rauhe Gröhlen der Sänger durchs stille Dorf.

Stunde um Stunde verrann. Im Hause war längst alles zur Ruhe gegangen, auf der Tafel der Becher häuften sich die Sektflaschen zu langen Kolonnen. Mit schwimmenden Augen blinzelte der Reusch-Hannes von Zeit zu Zeit vergnügt zu ihnen hin. In all seiner Weinseligkeit blieb er doch der kluge Rechner und überschlug sich's. Ein paar runde Nullen würde das Geschäft mit Freund Uebach auch diesmal wieder abwerfen. Und gerührt stieß er mit dem alten Duzbruder an. Dessen Gesicht glühte; aber er war nicht klein zu kriegen.

„Gottverdammich, Hannes. Ich habe' das labbrige Zeug, den Sekt, jetzt aber sa't. Wollen mal was Anständiges trinken, 'ne solide Männerache! Hast nicht 'nen schweren alten Rotzpon im Keller? Oder noch besser — 'nen Burgunder?“

„Ob ich den hab'! 'nen Burgunder, 'nen Sechszehnneuziger, Schloßabzug — Fritz, ich sag' dir!“ Und Reusch schmalzte mit verklärtem Augenaufschlag andachtsvoll mit der Zunge.

„Na also — her damit!“

Der Reusch-Hannes erhob sich und griff nach dem gewichtigen Schlüsselbund. Doch gleich beim ersten Schritt kam er etwas ins Schwanken. Ein Niesenhallo der ausgelassenen Rechkumpene, aber ärgerlich winkte der Hannes.

„Nur ausgegliffcht! Da seht doch die Näß am Boden. Unten Tisch trink ich euch grünes Volk, noch allzusammen.“ Und würdevoll schritt er zur Tür, aber hielt sich doch vorsichtig nahe der Wand.

Ein paar Minuten vergingen wieder in Lachen und Schwätzen. Doch da rief Uebach ungeduldig:

„Wo bleibt denn der Hannes mit seinem Burgunder? Geht doch mal eins nachsehen!“

Einer der Kumpane verschwand. Nicht lange darauf kam er wieder und winkte lachend schon von weitem:

„Dunnerlittchen, den Hannes hat's gepackt! Der liegt im Keller — voll wie 'ne Haubitze.“

Ein brüllendes Gelächter. Dann schlug Uebach auf den Tisch.

„Merks, das müssen wir sehen.“ Er sprang auf und mit ihm die ganze Runde. Lärmend polterten sie hinaus, auf den Flur und die Kellertreppe hinab. Die Hunde hatten sich mit ihren Herren erhoben. So auch Diana, Reuschs brauner Setter. Mit den ersten lief sie nun die Stufen hinab.

Ein Halbdunkel herrschte in dem weiten Kellerraum. Nur schwach gelichtet von der am Weinderschlag aufgehängten Laterne. Aber jetzt hatten sie den Hannes entdeckt. Da lag er ja, gerade vor ihnen — unterhalb der letzten Stufen. Und wieder dröhnte ihr wildes Lachen auf. Dumps scholl es in dem lahlen Gewölbe zurück. Fast schauerlich.

„Se — Hannes! Alles Weinsaf — sollen wir dich etwa raufrollen die Treppe?“

Und in seiner wüsten Becherlaune wollte Uebach dem guten Kumpan scherzend einen Stoß mit dem Fuß geben. Aber Diana, die inzwischen an den daliegenden Herrn nahe herangekommen war, mit vorgestreckter Nase, heulte plötzlich auf und wich zurück — den Schwanz zwischen die Beine geklemmt.

Der schrille Angstlaut des Tieres fuhr allen durch Mark und Bein, selbst in ihrer Trunkenheit. Uebachs schon erhobener Fuß zuckte zurück.

„Gebt doch mal die Laterne da her!“ befahl er. Aber seine Stimme klang merkwürdig unsicher. Totenstill war es mit einem Schlage geworden. So undrängten sie den Hannes, der stocksteif lag, ohne sich zu rühren. Ganz unheimlich war es. Und dazu immer das leise Heulen des Hundes — langgezogen, im höchsten Ton. So schauerlich klagend.

Einer hatte jetzt die Laterne drüben vom Nagel gehoben und brachte sie her. Aber er leuchtete nicht selber. Dem Uebach-Fritz gab er sie weiter. Der nahm sie und beugte sich über den Liegenden. Nun fiel der Lichtschein voll auf sein Antlitz. Im selben Moment ein Klirren der Laterne. Fäß streckte sich die Linke Uebachs aus.

„Da!“

„Mer Augen folgten der weisenden Hand und rissen im gleichen Moment sich weit auf: Dort an der unteren Schlafenseite des Hannes eine kleine, dunkelrote Spur — hinab zu den Steinfliesen des Kellers.“

Achzähl stand Uebach da, das Kinn schlaff herabgesunken. Verslogen wie Dunst aller wilder Becherübermut. Statt dessen ein dumpfes, zu Boden schmetterndes Gefühl, das ihm jeden Halt nahm. Und so ging es ihnen allen. Wie ein grauenhaftes Warn- und Strafgericht lag da der starre, leblose Leib des Mannes, der noch vor wenigen Minuten gelacht und gescherzt.

Und scheu schlichen sie sich davon, aus dem Keller und aus dem Hause. Als wären sie mitschuldig an dem vergossenen Blut dort. Kaum, daß der Uebach-Fritz noch ihrer zwei fand, die ihm halfen, den Verunglückten hinaufzutragen. Er war doch nur ein kleiner Mann, der Reusch-Hannes, aber was er schwer geworden war mit einem Male, nun er ihnen so steif und reglos in den Händen lag, mit niederhängenden Armen.

So schafften sie ihn ins Gastzimmer und betteten ihn auf dem Sofa. Dann standen sie eine Weile und sahen sich an, verstört und ratlos.

„Es müßten's wohl wer den Frauenleuten sagen.“

Einer meinte es endlich, aber sie sahen einander nur an. Keiner mochte derjenige sein. So blieb es bei Uebach.

„Ich will's übernehmen — aber nicht jetzt, mitten in der Nacht. Ich will's ihnen schonend beibringen — morgen früh.“

Und er war froh, wenigstens diese Galgenfrist noch gewonnen zu haben.

Da gingen auch diese letzten drei noch. Ganz allein und verlassen lag der Reusch-Hannes in dem weiten Raum, in dessen Winkeln es noch hing wie ein jäh abgerissenes Lachen. Nur die Diana hatten sie bei ihm gelassen. Die aber verkroch sich unterm Sofa, ganz weit nach hinten, und winkelte kläglich vor sich hin. Sonst war es still in dem plötzlich verödeten Hause — totenstill.

Drüben, in ihrem Zimmer, lag Marga Reusch. Lange hatte sie am Abend noch wach gelegen. Das wilde Lärmen aus der Gaststube vorn verschleuderte den Schlaf. Aber endlich war er der Uebermüdeten doch gekommen, und um so tiefer nun.

Erschrocken fuhr sie daher jetzt von ihrem Lager empor, als eine Hand sie berührte, ihr mitten in das Gesicht tastete.

„Wer ist da?“

Und sie griff zum Licht auf dem Nachttischchen, mit bebenden Fingern.

„Ich bin's.“

Aufatmend unterschied sie die Stimme der Großmutter, und das entflammte Zündholz zeigte ihr die alte Frau, angekleidet, im Morgengewand.

„Was ist denn, Großmutter?“ Die Augen halb schließend vor dem plötzlichen Licht, sah Marga zu der Blinden hin. „Ich hatte gerade fest geschlafen — endlich!“

„Geschlafen? So warst du es also nicht, die Klopste?“

„Klopste? Wo denn?“

„Bei mir an der Tür. Eben vor ein paar Minuten.“

Ein Kopfschütteln Margas.

„Ich habe mich nicht aus dem Bett gerührt.“

„Aber ich hörte es doch. Dreimal klopste es — ganz laut und deutlich.“

„Du wirst geträumt haben, Großmutter.“

„Ich hatte ja noch kein Auge zugegan. Wegen des Lärms drüben. Also warst du es doch nicht! Aber was war es dann? Magri — das Pochen war so eigen.“

„Ja, du lieber Gott, was soll es denn nur gewesen sein?“

Und mißmutig drehte sich Marga Reusch vom Licht ab, nach der Wand zu. Sie schloß wieder die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Brief.

Von Annette Vanger-Ulm.

Erst hatte sie wochenlang auf eine Antwort gehofft, war jedesmal unruhig geworden, wenn die Zeit kam, wo der Briefträger ankam, hatte dann bei dem ersten Glockenzeichen die Tür zum Vorzimmer aufgerissen, bis sie erst geneigt, dann gescholten worden war. Da hatte sie dann nur noch mit ängstlich erwartungsvollen Augen von ihrer Arbeit aufgesehen, wenn jemand nach dem bewußten Klingeln ins Zimmer trat.

Dann hatte sie geglaubt, er müsse krank sein, und hatte zu vergessen getrachtet, daß schon früher die Intervalle zwischen ihren und seinen Briefen immer länger und länger geworden waren.

Und dann hatte sie nichts mehr gehofft und nichts mehr gefürchtet und war mit diesem schmerzlichen Krampf in der Brust, der nie, nie aussetzte, ruhelos durch Tage und Nächte gegangen, hatte gefühlt, wie ihre Liebe immer mächtiger unter diesem schmerzlichen Krampf wuchs, und hatte sich vor den andern so geschämt.

Vor allem hatte sie die qualvolle Angst, daß jemand etwas davon merken würde. Tagsüber kümmerte man sich, Gott sei Dank, nicht um einander, jeder dachte nur an seine eigenen Angelegenheiten, und während der Mahlzeiten wurde sie ungeheuer gesprächig, so daß niemand bemerkte, daß sie kaum etwas aß. Es kostete sie Mühe, das wenige hinunterzuwürgen, es war, als sähe ihr ganzer Jammer in der Kehle und hielt sie fest zusammengetrampt.

Aber ihre Natur wehrte sich gegen diese uferlose Trostlosigkeit und schuf sich in ihrer Einbildung eine Insel, auf der sie nun Tag und Nacht lebte. Sie begnügte sich nicht mehr damit, wieder und wieder das Stüchlein Weges zu betreten, das sie zusammen gegangen waren, ganz gegenwärtig, wie körperlich seine Augen, seine jähen Kopfbewegungen vor sich zu sehen, es zu fühlen, daß er in ihre Nähe kam, darunter zu erschauern, wenn er ihr in die Jacke half und seine Finger ihre Wangen streiften. Sie sah sich allein im dunkeln Zimmer, fühlte unter schwerem Pochen, wie er in der Tür stand, hereintrat, hörte ihrer beiden besangene Stimmen, empfand das langsame widerstandslos zueinander gezogen werden, fühlte seinen Arm um sich geschlungen, seinen Mund auf den ihren, zitterte und glühte darunter, und es war doch nie gewesen. Oder: er würde sie aus dem Theater nach Hause begleiten, weil das Dienstmädchen lieber eigene Wege ging, als sie abzuholen, und er, wie von einer Glücksahnung getrieben,

war urplötzlich dagewesen und dann, nachdem er mühsam das Haustor aufgeschlossen hatte, und sie sich langsam und schwer gute Nacht gesagt hatten, weil sie sich nicht trennen und die Hände sich nicht lösen wollten — da endete es gerade so, wie vorher in dem dunkeln Zimmer. Woher sie auch kamen, immer endete es damit. Bis eines Tages auch diese jämmerliche Täuschung zerfiel, als eine Freundin sich verlobte und sie die beiden in dem Duft und der Wolke von Särlichkeit einhergehen sah, von dem sie nur träumte.

Und da fing die Marter wieder an. Kopflos und besinnungslos ging sie umher, bis der tobende Döhlhunger in ihr sich aufbäumte und der Gedanke erwachte, um ihr Glück zu kämpfen. Aber wie? Mit wem? Erst wies sie den Gedanken, ihm rückhaltlos zu schreiben, mit Entsetzen von sich. Großer Gott, sie würde sich doch nicht so erniedrigen. Und was würde er von ihr denken. Wenn er sie nicht liebte, würde er sie außerdem noch verachten. Und selbst, wenn es noch so war wie früher, mußte er sie ja für ein ganz gemeines Geschöpf halten. Eine, die sich selbst anbot. *Hui, hui!*

Und immer wieder ging sie denselben Gedankenweg, bis es ihr zuletzt als das einzige Natürliche erschien, als die Probe darauf, daß sie alles in den Wind warf, außer ihrer Liebe. Und wenn sie doch noch davor zurückschreckte, so sagte sie sich, daß ihr ganzes Empfindungsleben durch die Erziehung auf den Ehrenzukunft verkrüppelt sei, daß die Befriedigung über den eigenen Stolz eine Stunde lang, einen Tag lang, eine Woche lang währen, und der Schrei des Glücks ihr ganzes langes Leben Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr begleiten würde. Und so schrieb sie unter tausend Vorsichtsmaßnahmen, in erstiften ungehörten Viertelstunden den Brief an ihn und war doch nie damit zufrieden. Fand ihn hölzern, ungeschickt, nichtsagend, bis sie in Verzweiflung irgend einen der Versuche absandte.

Lieber Herr Doktor!

Wie lange Sie mir schon nicht geschrieben haben! Erst dachte ich, es müßte doch jeden Tag ein Brief von Ihnen kommen. Ich habe mich ordentlich jeden Morgen beim Aufstehen darauf gefreut. Dann fürchtete ich, Sie wären wohl krank. Man wartet oft so ungeduldig auf einen Brief, und dann war es das natürlichste Hindernis der Welt, das den andern vom Schreiben abhielt, und wenn es sich dann auflöst, muß man vor lauter Erleichterung über die eigene Dummheit lachen. Aber als keiner Ihrer Freunde etwas von einer Krankheit sprach, da fing ich an zu fürchten, daß ich mit irgend etwas, was ich Ihnen leztlich geschrieben hatte, Sie verletzt oder geärgert habe, und das wäre doch etwas, das müssen Sie wissen, was ich nie gewollt hätte. Denn immer, wenn ich an die Zeit denke, in der wir uns so oft gesehen und gesprochen und uns so gut vertragen haben, ist es mir eine Einkehr in meine liebste Erinnerung. Ich laufe auch dies Jahr wieder Schlittschuh und tanze und musiziere viel, und Dr. Mach ist so nett, wie er nur sein kann, und bemüht sich, es mich nicht empfinden zu lassen, daß ich vergangenes Jahr an einen anderen Partner gewöhnt war. Aber er kann mich doch weder in den Eisrausch, noch in den Tanzrausch oder in den Musikrausch wie wir die drei Klassen genannt haben, erheben. Ich könnte Ihnen eine Menge „Kleinstadtgeschichten“ erzählen, aber vielleicht stehen Sie den Dingen, die unier Leben ausmachen, jetzt ganz fremd gegenüber und wundern sich, daß Sie selbst einmal mitten in diesen feinen Fäden gestanden sind, die von einem dieser Menschen zum andern gehen. Und deshalb finde ich auch nicht den rechten Mut zum Blaunern. Sonst, wenn ich Ihnen schrieb, saßen Sie eigentlich immer leibhaftig neben mir, und mir war's, als müßte ich nur von dem Briefbogen aufschauen, um Sie zu sehen, und wir beide müßten losladen, über den Umweg, den ich mache. Jetzt aber sind Sie weit fort, wirklich in einer anderen Stadt, und ich fühle beim Schreiben, daß Sie mich nicht hören können, weder wenn ich zu Ihnen spreche, noch wenn ich lache. Auch, daß wir uns dies Jahr kein einziges Mal an den Händen gefaßt und wie toll den Eisplatz hinterher gestürmt sind, keinen Balzer ganz durchgetanzt haben, und daß mir niemand mehr Haldes Liebestod vorspielt — trotz Dr. Mach.

Ich will von jetzt ab wieder auf den Briefträger warten, mit dem ich so lange getrotzt habe. Oder nein — schreiben Sie mir lieber postlagernd. Den Grund dafür nenne ich Ihnen ein andermal.

Herzlich die Ihre, wie immer

Annemarie.

Sie war mit dem Brief so unzufrieden und eigentlich ganz hoffnungslos, als sie ihn in den Postkasten warf. Sie hatte ihre deshalb gebeten, ihr postlagernd zu schreiben, weil sie ganz sicher sein wollte, daß der Brief, wenn er kam, in ihre Hände gelange. Vielleicht hatte er ihr geschrieben und jemand hatte den Brief unterschlagen — vor diesem Zweifel, der mit einer Unausgesslichkeit, diesem Schimmer einer Aussicht ihre Pein noch ändernd macht, wollte sie wenigstens sicher sein.

Er mußte den Brief in den nächsten Tagen haben. Sie nahm sich vor, drei Wochen lang nicht den Gang zum Postamt zu machen. Sie wußte, wenn sie zwei-, dreimal enttäuscht sein würde, sände sie nicht mehr die Energie, zu hoffen. Und sie begann ihre Gedanken gewaltiam im Raume zu halten. Denn bis jetzt immer, wenn sie ihrem Gang, Luftschlüssel zu bauen, nachgegeben hatte, so hatte die Wirklichkeit das Gegenteil davon gebracht. Und jedes Mal, so oft sie sich darüber erlappte, träumend in seiner Armen unterzugeben, erschallte sie bis zu völliger Verzweiflung

und tröstete sich nur im Hinblick darauf, daß sie noch durch so und so viele Tage Zeit habe, den unheilvollen Einfluß der Luftschlüssel zu brechen. Und wenn sie in ihrem Innern die Gewißheit fühlte, daß alles umsonst sei, dann deckte sie diese Gewißheit zu mit tausend Gründen und eisernem Willen. Denn, wenn sie nicht an ihre Sache glaubte, wie konnte sie gelingen? Und Abend für Abend betete sie unzusammenhängend, leidenschaftlich und süßte, daß ihr Gebet sich nicht ausschwingen wollte, daß die Seligkeit der Eingabe an Gott sie nicht erfüllungsverheißend durchdrang. Und Abend für Abend kämpfte sie mit Gott mit anderen Worten und anderen Waffen.

Tagsüber wurde ihr alles zum Zeichen; und wenn sie sich an irgend etwas mit allen Sinnen gehängt hatte, dann begann ihr Herz vor der Entscheidung so rasend zu klopfen, daß sie, ohne es zu wissen, die Hände zu den Ohren hob, die Augen schloß und dabonstürzte. Und wenn sie wirklich einmal glücklich die andere Seite der Straße erreichte, bevor die Drosche vor dem Laden mit dem blauen Firmenschild vorbeigefahren war, oder eine frische Kerze beim ersten Anzünden beinahe verloscht und doch wieder zu heller stetiger Flamme aufgebrannt war, so half das doch nichts, denn das nächste Mal sprach das Orakel wieder gegen sie. Und endlich kam der Tag. Sie wußte nicht, sollte sie früh, mittags oder abends gehen, so sehr war sie in den Kreis des Aberglaubens eingewonnen, an den sie sich mit all' ihrer Hilflosigkeit geklammert hatte. Aber schließlich mußte sie es ja so einrichten, daß sie unbeobachtet blieb und so sagte sie, sie müßte einen Besuch machen. Und bevor sie ging, im Drang alles an ungeschriebenen Sätzen erfüllen, badete sie, zog sich von Kopf zu Füßen frisch an und betete. Seit ihrer Kindheit hatte sie das Gefühl, daß ihr Gebet nicht erhört worden war, wenn man sie darin unterdrückte, und sie wurde leichenblau, als ihre Mutter ins Zimmer trat und etwas von ihr wollte. Aber dann sagte sie sich, auch das sei bloß ein Aberglauben und es sei Zeit, sich davon frei zu machen.

Während des ganzen Weges zwang sie sich, an nichts zu denken und in sich die Stimmung ruhiger Erwartung zu erhalten. Aber es war eine derartige Anstrengung, daß sie, als sie das Postamt erreichte, alle ihre Energie ausgegeben hatte, und nur wünschte, der Brief, den sie so leidenschaftlich ersehnt hatte, möchte nicht da sein. Sie war zu erschöpft für das Glück. Beinahe mit der Gewißheit, daß der Beamte den Kopf schütteln und dazu: „nichts“ sagen würde, nannte sie am Schalter ihren Namen. Aber gleichmütig reichte er ihr gerade den letzten hin. Da, da lag er. Und da sie den Brief, um den sie Tag und Nacht gerungen hatte, auf dem Schalterbrett liegen sah, da wußte sie, noch ehe sie ihn in die Hand genommen hatte, an der plötzlichen Stille, die in ihr war, was sie daru lesen würde. So fremd starren die runden Buchstaben sie an. Sie konnte sogar lächeln, höhnisch lächeln, als sie das Wohlgebornen sah. Sie wußte, das schrieb er nur auf gleichgültige Briefe. Sie hätte den Brief gar nicht öffnen müssen. Aber dann zwang sie sich dazu. Bis auf den Grund wollte sie gehen.

„Sehr geehrtes Fräulein Annemarie!“ Wie das wohl tat. Und Zeile um Zeile las sie in brennender Scham, und Wort für Wort drückte sich wie ein Schandmal in ihre Seele. Nach jedem Satz mußte sie abbrechen und laufen, ganz blindlings laufen, als könnte sie den Dingen entfliehen, die darin standen. Und nahm den Brief doch wieder auf und ließ seine nichtsagenden Phrasen wie Rutenschläge auf ihr nacktes zudendes Herz niederlaufen.

„Sehr geehrtes Fräulein Annemarie!“

„Verzeihen Sie, daß ich Ihr liebenswürdiges Schreiben so lange unbeantwortet ließ. Es hat mir erst ins Bewußtsein gebracht, wie lange ich Ihnen schon eine Antwort schuldig war. Sie müssen mich aber wirklich entschuldigen, denn das Tempo des Lebens hier ist ein so rasches, daß man zur Korrespondenz gar keine Zeit behält. Jetzt weiß ich, was es heißt, zu leben. Die Gemüße der Kleinstadt erkennt man erst in ihrer ganzen Beschränktheit, wenn man sich auf einmal, wie hier, Kunst und Geselligkeit in gigantischem Stil gegenübersteht. Ich könnte Ihnen Bände über beides schreiben, wenn ich die Zeit dazu hätte, und Ihnen die schriftliche Ueberlieferung auch nur den leisesten Rest der Wirklichkeit geben könnte. Das Eine brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen: daß es Ihre liebenswürdige Persönlichkeit war, die mich das Dasein in der Kleinstadt immer mit guter Stimmung ertragen ließ, und daß ich Ihnen dankbar bin, daß Sie mit so viel Pietät meiner gedenken. Es wird mir immer eine große Freude sein, direkt von Ihnen über Ihr Wohlergehen zu hören — nur müssen Sie mit mir als Korrespondenten etwas Geduld haben — und auch das war mir eine herzliche Ermahnung, daß gerade Dr. Mach es ist, der sich Ihnen so voll und ganz widmet. Er ist ein lieber guter und tüchtiger Mensch, der sicher sehr gute Karriere machen wird, und Sie werden das selbst sehr bald finden, wenn Sie ihn vorurteilslos nehmen. Behalten Sie weiter in guter Erinnerung Ihren Sie

freundschaftlich grüßenden

Dr. M. Lehr.“

Als sie den Brief in die Tasche steckte, war sie ganz ruhig. Es schien ihr, als wäre überhaupt alles ruhig — die Menschen — das Leben — der Fluß, an dem sie stand — alles, alles. Sie konnte gar nicht begreifen, warum sie sich nur vorher so aufgeregt hatte. Nur nach rückwärts schauen durfte sie nicht! da hing irgend etwas in ihr an, mit dumpfem Schmerz

lebenbig zu werden. Aber sonst da war wirklich alles in schönster Ordnung. Dr. Vehr hatte sicher sehr viel Berücksichtigung für sie. Aber nicht dran denken. Nicht dran denken. Es war ja auch nicht nötig. Nur ruhig sein — — ganz ruhig sein — — — Gott!

### Vermischtes.

\* **Perlmuscheln in der Nordsee.** Unsere als Schmuckgegenstand verwendeten Perlen stammen fast durchweg aus trostlichen Muscheln, so daß sich in unserer Vorstellung die Möglichkeit des Vorkommens von Perlmuscheln ganz mit jenen Gegenden verknüpft hat. Daß dem aber nicht im geringsten so ist, zeigt Philippus, der an der Nordsee Tausende von Muscheln untersucht hat, im Prometheus. Die meisten Perlen findet man in der Riesmuschel (*Mytilus edulis*), die oft 30 Stück von Sandform- bis Erbsegröße enthält. Ihre Färbung geht von matter Schwärze über schillerndes Blau zu irisierendem Weiß. In der Nordsee ist sie nicht selten, fehlt dagegen fast ganz im Mittelmeer. Von bedeutenderem Wert könnte dagegen die mattweiße Perle der Auster (*Ostrea edulis*) sein, die aber im Durchschnitt nur bei jeder 10 000. Schale eine Perle aufweist. Keine Schalenperlen sind *Tellina solida*, *Mya arenaria* und *truncatata*, die oft sehr eigenartige Formen aufweisen, aber nur selten zur Perlenbildung veranlaßt werden; manchmal bilden sie an der Innenseite große, wulstige Wucherungen, die durch äußere Verletzungen beim Bohren hervorgerufen werden. Der eigentliche Anlaß, der die Muscheln zur Ausscheidung der Perlensubstanz reizt, sind eindringende Fremdkörper und Schmarotzer, die durch Einschließen in Perlmutterhaut unschädlich gemacht werden.

\* **Die Schönheitsversicherungsgesellschaft.** Daß es Versicherungsgesellschaften gibt, bei denen man jeden einzelnen Körperteil in besonderer Höhe versichern kann, ist nichts Neues mehr. Solche Gesellschaften haben hauptsächlich den Zweck, Künstler und Künstlerinnen vor der Gefahr zu bewahren, durch eine Verletzung jener Körperteile, deren sie zur Ausübung ihrer Kunst bedürftig, brotlos zu werden. So hat die bekannte russische Tänzerin Barolova ihre Beine bei einer amerikanischen Gesellschaft für eine Million Mark versichert. Auch Caruso soll bei demselben Unternehmen seinen Kehlkopf versichert haben. Nunmehr hat aber die Gesellschaft ihren Betrieb ausgedehnt, indem sie sozusagen eine Schönheitskassette gründete, die hauptsächlich in der Pariser Frauenwelt viel Zuspruch findet. So hat eine durch ihren herrlichen Haar Schmuck bekannte Pariserin ihr „bis auf die Erde reichendes Paar“ mit 100 000 Francs versichert. Eine andere junge Dame versicherte ihre schönen Augen mit 50 000 Francs. Die Gestalt von Mademoiselle Harry, einem Modell von hervorragender Schönheit, wurde mit 25 000 Francs gewertet.

\* **Das Londoner Hotel-Clend.** Unter den Geschäftszweigen, die in England am schwersten durch den Krieg gelähmt werden, stehen die Hotels an erster Stelle. Ganz besonders liegen die großen Londoner Hotels, die im Frieden die höchsten Preise in Europa forderten und erhielten, geschichtlich völlig darnieder. Wie der Direktor der Londoner Savoy-Hotel-Gesellschaft in einer Geschäftsversammlung erklärte, ist der Niedergang des englischen Hotelwesens vor allem auf das Fehlen der amerikanischen Gäste zurückzuführen. Während die Vereinigten Staaten im Frieden 50 Prozent der Gäste lieferten, trifft man gegenwärtig in England nur sehr wenige Amerikaner, die dringende Geschäfte zu erledigen haben. Die Brutto-Einnahmen der Savoy-Gesellschaft sind während des Krieges um nicht weniger als 4 Millionen gesunken.

### Büchertisch.

- **Dochland**, Verlag Jos. Kösel, Rempten. Inhalt des Novemberheftes: Die Wiederaufrollung der römischen Frage im Weltkrieg. Von Dr. Hans Wehberg. — Judith, Roman von Peter Dörfler. — Bismarck in englischer Beleuchtung. Von Ch. Lady Mennerhassett. — Deutsche Schul- und Erziehungsprobleme der Zukunft. Von Kreislichinspektor Dr. Jos. Hef. — Die Mutter. Gedicht. Von Hugo Waldhner. — Die griechisch-orthodoxe Kirche in Rußland und am Balkan. Von Universitätsprofessor Dr. Seb. Merkle. — Die mazedonische Landschaft und ihre Kultur. Von Dr. K. Dieterich. — Kleine Bausteine: Anglikaner und russische Orthodoxie. Von Urban Zurburg. — Soldatengräber und Kriegsdenkmal. Von K. Weiß. — Kritik: Neue Romane. Von Franz Derwig. — Hochland-Echo: Ein deutscher Kulturband. — Rundschau: Kriegsbetrachtung. — Die geschichtliche Erörterung der Scholastik. — Berliner Theater. — Der Autor der „Marzellaise“. — Vom Weihnachtbüchertisch. — Untere Kunstbeilagen.

- **Hoffmanns Haushaltsbuch** (Preis 2 Mk., Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart) ist so angelegt, daß die Ausgaben für die verschiedenen Bedürfnisse täglich in eigene Rubriken eingetragen werden und beim Monats- und Jahreschluß klar und übersichtlich dastehen, was ganz von selbst zum Vergleichen und Überlegen anregt. Ein Küchenkalender, eine Waageabgabe, eine Adressentafel für Einkäufe und Lieferungen u. a., sowie ein reichhaltiger „Ratgeber für den Haushalt“, der ein Helfer sein will in den Schwierigkeiten der Kriegszeit, sind beigegeben.

### Novembertage.

Einem Zuge grauer Nonnen gleich,  
Die um ihre Sonnenschwestern trauern,  
Wohin sie müde durch des Herbstes Schauern,  
Nim an Gütern, an Gebeten reich,

Die zu einem Perlenkranz sich reich'n  
Unter ihren schmalen, blassen Händen. —  
Und der Sonnenkrone fahles Blendend  
Streift verloren sie mit ihrem Schein.

Ihre Schleier trüb und tränenstern  
Decken liebend sie auf stille Grüße,  
Und ihr Klagen zittert durch die Lüfte,  
Zeit, ein Aufschrei, wild im Sturm daher.

Aber manchmal löst ein Königskind,  
Wenn die Glocken mächendunkel klingen,  
Sich mit wunderbaren, lesem Singen  
Aus der Schwestern grauem Zuge lind.

Weiß ein heimlich gülden Schlüsselstein  
Zu Frau Volle's großen Federreiche,  
Und es schmiegt sich wohligh in die weiche,  
Blütenweiße Damenpracht hinein.

Kein verhallt der Nonnen Grabgefäng  
Und im Wind klingt's, ob von Himmelsstufen  
Christkind habe silberlein gerufen,  
Daß Sanft Niklas rühe sich zum Gang.

Sophie Nebel von Türkheim.

### Siegener Hausfrauen-Verein.

In Zeiten, in denen die Hausfrau sich äußerster Sparsamkeit beistellen muß, ist es doppelt notwendig, daß sie der Herstellung eines guten Mittagmahles erhöhte Aufmerksamkeit schenkt. Je sparsamer die Zutaten, um so sorgfältiger muß die Zubereitung sein. Wie oft kann man doch ein einfaches Gericht durch Zugabe eines unserer gesunden deutschen Gartengewürze schmackhafter und besser zubereiten. Man verwende überhaupt lieber grüne Gewürzkräuter, als ausländische, scharfe Gewürze, die der Gesundheit nicht dienlich sind.

**Sonntag:** Reisuppe von Bratenknochen, Rinderbraten mit Rosenkohl, Kartoffeln.

**Montag:** Suppe von Suppenwursteln, Hammelfleisch mit Gemüsesauce.\*)

**Dienstag:** Zwiebelsuppe, Makkaroni, Tomatensauce, geriebener Schweizerkäse.

**Mittwoch:** Kochfleisch, Meerrettich, Rote Rüben, Kartoffeln. — Aus der Hälfte der Fleischbrühe wird eine Nudelsuppe gekocht, die andere Hälfte für den nächsten Tag aufgehoben.

**Donnerstag:** Griesuppe (Fleischbrühe), Krautkoffen (in Fleischbrühe gedämpft), Kartoffeln.

**Freitag:** Grünformsuppe, Kartoffelsuppe, Apfelbrei

**Samstag:** Sauerkraut, Kartoffelbrei, Leberkäse.

### Kochanweisungen.

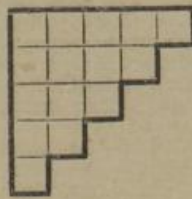
**Hammelfleisch mit Gemüsesauce:** ¼ Pfund Hammelfleisch (Brust), 2 Pfund Kartoffeln, die Hälfte von einem kleinen Kopf Weißkraut, die Hälfte von einem kleinen Kopf Wirsing, nach Geschmack auch etwas Gelberüben, 2 Zwiebeln. Das geschnittene Fleisch, Gemüse, Kartoffeln und Zwiebeln werden lagenweise unter Zufuß von ganz wenig Salz und Pfeffer in einen Topf geschichtet, mit wenig Wasser 1 Stunde angekocht und dann in der Kochkiste oder im Bratofen fertig gekocht.

**Mischkonfekt:** ¼ Pfund Butter wird zu Sahne gerührt 3 Eidotter und 1 Pfund Zucker, 10 Gramm in Rosenwasser gelöstes Sirichhornsalz, 1 Päckchen Vanillin, 3 geschlagene Eiweiß werden ½ Stunde mit gerührt, ½ Schoppen Milch und 2 Pfund Mehl damit verarbeitet, nicht zu dünn ausgerollt, ausgekochen und andern Tags langsam gebaden. Geht stark auf und gibt viel aus.

\*) Siehe Kochanweisung.

### Magisches Orsied.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a a a a o l l m r r r r y derart einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:



1. Weiblichen Vornamen.
2. Altes Musikinstrument.
3. Teil des Menschen.
4. Ägyptische Gottheit.
5. Einen Buchstaben. (Aufl. in nächst. Nr.)

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Nabel, Ladel, Nabel, Loda.